

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 87 (1978)
Heft: 7

Artikel: Brief eines paraguayischen Indianers
Autor: Valiente, Manucho
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brief eines paraguayischen Indianers

Manucho Valiente schreibt an den Weissen, der von seinen Brüdern in der Heimat Geld erhalten hat, um die Kranken seines Stammes behandeln zu lassen.*

Du bist zweimal in unser Dorf gekommen. Wir hatten nichts dagegen, einmal haben wir Dich sogar hier schlafen lassen, haben Dir ein wenig zu essen gegeben und unseren Mate mit Dir getrunken. Wir haben Dir erlaubt, uns zu besuchen, aber wir wollten wissen, warum Du kommst. Du bist ja nicht einer von unserem Volk, Deine Haut ist weiss, und Du sprichst unsere Sprache jämmerlich schlecht, offensichtlich bist Du nicht von hier. Man hat uns geantwortet, Du wolltest uns helfen und durch Dich käme das Geld, mit dem Medikamente für uns gekauft werden und Impfstoffe für uns und unsere Kinder. Obwohl wir nicht genau wissen, warum Du dieses Geld ausgezahlt für uns ausgeben willst, akzeptieren wir, was man uns erklärt hat. Wir haben Dir jedoch einiges zu sagen:

Du brauchst auf Dein Geld nicht stolz zu sein, und auf jeden Fall gibt es Dir kein Recht über uns. Was hier geschieht und was mit uns geschieht, entscheiden wir allein. Es ist gut, dass Du uns helfen willst, aber vergiss nicht, wer hier verfügt. Wenn Du damit nicht einverstanden bist, dann wollen wir Deine Hilfe nicht, obwohl wir Hilfe brauchen, obwohl viele von uns krank und unsere Kinder vom Tode bedroht sind. Du hast zwar, wie andere vor Dir, wohl die Macht, auch gegen unseren Willen einen Plan «zu unseren Gunsten» durchzuführen, und Du kannst mit Deinen Leuten drei oder sechs Jahre lang «Dich aufopfernd für uns einsetzen»; im Grunde aber wirst Du wissen, dass Du über unsere Köpfe hinweg arbeitest und dass Du uns gar nicht wirklich hilfst. Deine Hilfe kann nur Erfolg haben, wenn wir einverstanden sind damit und mit dem Ziele, das Du dabei verfolgst. Die andern, die vor Dir zu uns und in andere Dörfer kamen, hätten sich viel Arbeit und viel von ihrem Geld sparen können, wenn sie das gemerkt hätten.

Die Tatsache, dass Du Schuhe trägst, dass Du Geld hast und dass Du schreiben kannst, heisst nicht, dass Du mehr bist oder mehr weisst als wir. Im Gegenteil: Hier bei

uns, in unserer Welt, wissen wir mehr, und es ist besser, wenn Du uns zuhörst, bevor Du sprichst und entscheidest, wie Du uns helfen willst.

Wir merken immer, ob jemand uns wirklich helfen will oder ob es andere Gründe sind, die hinter der Hilfsbereitschaft stehen. Wir merken auch, ob jemand uns im Grunde genommen verachtet, auch wenn er das nicht zeigt. Und wir merken sofort, ob Du wirklich auf uns hörst oder ob Du eigentlich denkst, dass wir unter Dir stehen, dass wir «unzivilisierte arme Teufel» sind. Vergiss nicht, dass Dein Volk auf seine Art zivilisiert ist und unser Volk auf eine andere, eigene Art. Bei Euch bedeutet zivilisiert sein, zum Beispiel, dass Ihr schreiben könnt. Bei uns nicht. Vorläufig brauchen die meisten von uns nicht schreiben zu können, um in unserer Art zu sein und zu leben bestehen zu können. Du machst Dich also lächerlich, wenn Du auf uns hinunterschaust, weil wir in bezug auf das Schreiben ungebildet sind.

Es ist besser, wenn Du mit dem von uns Gesagten einverstanden bist, bevor Du daran denkst, uns zu helfen. Wenn dies der Fall ist, wird Deine Hilfe nützlich sein, denn – wie Du gesehen hast – es geht uns schlecht.

Viele von uns sind von ihren persönlichen Feinden verflucht worden, und dieser Fluch hat sie schwer krank gemacht. Ihr nennt diesen tödlichen Fluch «Tuberkulose». Nur unser Gott kann diesen Fluch lösen und den Tod verhindern. Unser Arzt kann deshalb nichts dagegen tun, es gibt dafür keine Pflanze in unserer Medizin. Du sagst, Eure Ärzte hätten ein Medikament, das man nehmen kann, wenn man wegen des Fluches krank wird. Du behauptest sogar, es gebe ein anderes Mittel, das Euer Arzt einspritzen kann und das verhindert, dass man jemals wieder von diesem Fluch betroffen wird; Ihr nennt das «impfen». Ich bin bereit, Dir halbwegs zu glauben. Euer Mittel scheint jedenfalls keine schlechte Wirkung zu haben. Ich habe selber gesehen, wie

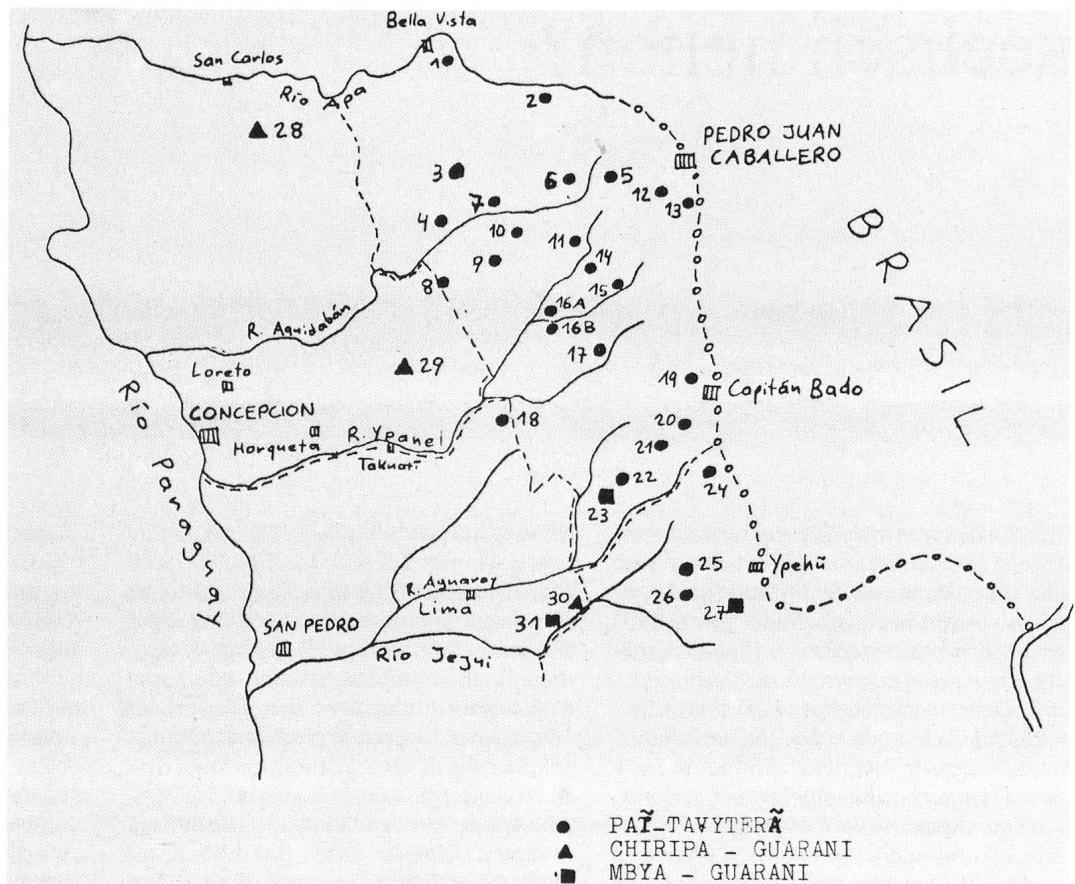
einer aus unserem Dorf vom Fluch genesen ist, obschon er Euer Mittel genommen hatte. Unser Gott hat den Fluch aufgelöst, und er scheint nichts gegen Eure Heilmittel zu haben. Wie Du allerdings gemerkt hast, denken die meisten von uns nicht wie ich. Sie glauben nicht, dass Euer Medikament nützt. Unsere Religion lehrt sie, dass kein Mensch, am wenigsten einer, der nicht von hier ist, den Fluch aufheben kann. Sie werden also, wenn sie krank werden, Deine Medizin zurückweisen, und sie werden sich auch nicht impfen lassen.

Du darfst sie nicht nötigen, Deine Hilfe anzunehmen. Wenn Du sie zwingen willst, dann zeigst Du damit, dass Du unseren Glauben, unsere Religion verachtet und dass Du daran bist, unsere Lebensweise zu zerstören. In diesem Fall würdest Du hier nicht mehr geduldet.

Du musst abwarten. Vielleicht fassen unsere Leute mit der Zeit Vertrauen zu Euren Krankenpflegern und Ärzten. Wenn sie vertrauen, werden sie vielleicht das eine oder andere Mittel annehmen. Und das wäre gut: Wir haben zwar unsere eigene, gute Pflanzenmedizin, die uns nichts kostet, aber wir haben auch gesehen, dass Eure Medikamente wenigstens in einigen wenigen Fällen helfen können, wenn eine Krankheit nicht durch einen Fluch verursacht worden ist, unsere Pflanzenmedikamente aber dennoch machtlos sind, wie zum Beispiel bei der Krankheit der Weissen, die Ihr Masern nennt und von der unsere Kinder nun auch mehr und mehr betroffen werden. Vor zwei Jahren sind hier in wenigen Tagen 14 Kinder daran gestorben.

Plötzlich waren fast die Hälfte unserer Kinder nicht mehr da. Wir haben gehört, dass Ihr dagegen eine Einspritzung habt. Wenn Du geduldig mit unseren Leuten sprichst, und wenn sie genau wissen, was die Einspritzung tut, und wenn sie keine Angst mehr haben vor dem Stich der Nadel, dann lassen sie ihre Kinder vielleicht impfen. Und wenn das unsere Kinder vor Masern

Die indianischen Gemeinden in Nordostparaguay



schützt, dann ist uns wirklich sehr geholfen. Aber nimm Dir Zeit! Wenn Du den Leuten Einspritzungen machen lässt, ohne dass sie verstehen, was geschieht und ohne richtig einverstanden zu sein, dann wirst Du ihr Vertrauen verlieren, und wenn Du das nächstmal kommst, werden sie zuhause bleiben: Du wirst sie nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Wir brauchen Hilfe, aber wir lassen uns nicht irgend etwas aufdrängen. Wir sind bereit, die Hilfe anzunehmen, die wir wollen, eine Hilfe, die mit unserer Lebensweise und unserer Zivilisation übereinstimmt und die nichts von unserer Kultur verachtet oder zerstört. Denn unsere Lebensweise und unser Glaube ist unsere Welt. Wenn diese Welt zerstört wird, dann wird unser Volk sterben, und weder unsere Ärzte noch die Euren könnten diesen Tod verhindern...

Dieser «Brief eines paraguayischen Indianers» wurde nie geschrieben, er ist erfunden, aber die Aussagen darin sind nicht erfunden, sie widerspiegeln die Reaktionen von Indianern des Paí-Tavyterá-Stammes, dem eine medizinische Hilfsaktion des Schweizerischen Roten Kreuzes gilt, die im Frühjahr 1977 begann. (Einzelheiten über das Projekt Seite 14.) Benno Glauser, unser Vertreter gegenüber den paraguayischen Partnern, der

sich oft bei den Indianern selbst aufhält, verfasste diesen fiktiven Brief nach dem, was er bei den Indianern sah, hörte, erlebte und antwortet damit auf die Frage, wie die humanitäre Geste des Spenders X in der Schweiz in wirksame Hilfe für den Empfänger in einem Entwicklungsland umgesetzt werden kann. Die Beziehungen zwischen den Gebären, die von einer Notlage hörten und etwas dagegen tun wollen, und den Empfängern – in diesem Falle einer Gruppe von Paí-Tavyterá-Indianern – sind ja sehr indirekt, und doch sollte im Ergebnis der Aktion die gleiche menschliche Anteilnahme spürbar sein, die am Anfang der Hilfe stand. Es kommt darauf an, eine Hilfe zu bringen, welche die persönliche Würde des Notleidenden respektiert und vom Empfänger bejaht und angenommen werden kann. Ob unsere Entwicklungshilfe diese Forderung erfüllt oder nicht, können letztlich nur die Empfänger sagen.

«Es sind harte Worte», kommentiert Benno Glauser den Brief, «Worte, die den Spender in der Schweiz vielleicht im ersten Augenblick vor den Kopf stossen und schockieren können. Allzuoft hört man, dass der Bedürftige dankbar sein sollte für jede Hilfe, die er erhält und dass er nicht berechtigt sei, Forderungen zu stellen. Und doch sind die mit indianischer Härte und Klarheit gestellten Forderungen nur

diejenigen, die auch wir an unsere Hilfe stellen möchten: eben Menschlichkeit, Achtung vor der Würde jedes Notleidenden.

Mit indianischer Unzweideutigkeit wird dem Geber klargemacht, dass diese Selbstbestimmung in der Entwicklungshilfe auch Bedingung für den Erfolg einer Hilfsaktion ist: Ohne Zustimmung der Indianer würde die Aktion scheitern. Und genau hier muss sich die geplante Effizienz den Ansprüchen der Menschlichkeit beugen.

Die Indianer sind vielleicht ein extremes Beispiel solchen Selbstbestimmungswillens; die Paí Tavyterá jedenfalls wissen sehr genau, was sie wollen und können es auch klar ausdrücken. Müssen jedoch ihre Forderungen nicht auch für andere Menschen gelten, die ihrer Notlage wegen ihr Selbstbewusstsein vielleicht verloren haben und nicht fähig sind, ihre Meinung klar zu formulieren?»

*Dieser Name ist im doppelten Sinne ein angenommener. Erstens handelt es sich beim Briefschreiber um eine erfundene Figur, und zweitens nennen sich die Paí-Tavyterá Fremden gegenüber mit irgendeinem spanischen Namen, denn ihr eigentlicher (religiöser) Stammesname ist so bedeutungsvoll, dass sie ihn nur in ganz seltenen Ausnahmefällen einem Außenstehenden verraten.